

## **Podcasttranskript Gesprächsstoff Episode 44 | Was bedeutet Selbstbestimmung in der stationären Langzeitpflege, Stefanie Haneck?**

*Teaser:*

Stefanie Haneck:

Ich habe mich in meiner Promotion bewusst entschieden, auch Interviews zu führen mit Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen, weil ich gerade im Forschungsstand, als ich den im Vorfeld erarbeitet habe, festgestellt habe, dass diese Personengruppe oftmals bei Forschungsarbeiten, insbesondere Interviewstudien, ausgeklammert wurde. Und ich war immer wieder sehr überrascht, was da doch noch alles, wenn man sich genügend Zeit nimmt und dementsprechend diese ganze Interviewatmosphäre gestaltet, was die Personen mir teilweise erzählt haben.

*Jingle:*

Gesprächsstoff der Forschungspodcast der Hochschule Fulda für alle, die mitreden wollen.

*Podcast:*

Mariana Friedrich:

Möglichst viel Selbstbestimmung über unser Leben und das bis ins hohe Alter. Wünschen wir uns das nicht alle? Wie viel wir wirklich selbst bestimmen wollen, ist so individuell, wie wir Menschen sind, sagt Stefanie Haneck. Sie untersucht im Rahmen ihrer Promotion an der Hochschule Fulda, welchen Einfluss ihre Biografien auf den Wunsch nach Selbstbestimmung bei Bewohnerinnen und Bewohnern der stationären Langzeitpflege haben.

Wie sie dabei vorgeht, das frage ich sie in dieser Folge.

Mein Name ist Mariana Friedrich, und das ist Gesprächsstoff der Forschungspodcast der Hochschule Fulda. Für alle, die mitreden wollen.

Herzlich willkommen, Frau Haneck!

Stefanie Haneck:

Guten Tag, Frau Friedrich!

Mariana Friedrich:

Vielen Dank, dass Sie sich die Zeit nehmen. Sie schauen sich in Ihrer Promotion die Selbstbestimmung an und welchen Einfluss Biografie auf den Wunsch nach Selbstbestimmung haben. Wie sind Sie auf dieses Thema gekommen?

Stefanie Haneck:

Da muss ich etwas ausholen. Also ich persönlich bin gelernte Gesundheits- und Krankenpflegerin. Also ich habe nicht gleich direkt nach der Schule studiert, sondern bin erst mal über die Ausbildung im Krankenhaus, erst später irgendwann in die akademische Laufbahn eingetreten. In der Praxis im Pflegeheim, als ich dort gearbeitet habe, ist mir einmal aufgefallen, dass, wenn ich Bewohnern und Bewohnerinnen begegnet bin, dass die sehr unterschiedlich mit Selbstbestimmung umgegangen sind.

Also da gab es verschiedene Gruppen an Bewohnern und Bewohnerinnen. Es gibt die, die immer sehr klar sagen konnten, was sie möchten, was sie haben wollen, was auch von den Pflegekräften gehört wurde und auch umgesetzt wurde. Dann gab es aber auch die Bewohner und Bewohnerinnen, wenn man so einfache Fragen gestellt hat wie „Möchten sie ein Stück Erdbeerkuchen oder ein Stück Schokoladenkuchen?“ kam oftmals überhaupt keine Antwort.

Und ich habe mich gefragt: Woran liegt das? Ob es den Personen wirklich egal ist? Können sie einfach nur nicht sagen, was sie gerne möchten? Oder trauen Sie sich das vielleicht nicht? Aber ich konnte auch eine Gruppe an Bewohnern und Bewohnerinnen beobachten, die haben sehr deutlich sagen können, was sie haben möchten, aber die wurden oftmals als die anstrengenden Personen beschrieben, von der Seite der Mitarbeitenden, die ständig irgendwas Neues haben wollen und was dann gar nicht so gerne umgesetzt wurde. Und da habe ich mich gefragt nach diesen Beobachtungen: Woran liegt das? Was könnten die Gründe sein? Auf der anderen Seite sind mir damals bei meiner Arbeit im Pflegeheim sehr viele Sachen auf dem Schreibtisch begegnet, die auf Selbstbestimmung hindeuten.

Mariana Friedrich:

Zum Beispiel?

Stefanie Haneck:

Erst mal zur Erklärung: Ich habe dort im Pflegeheim als Qualitätsbeauftragte gearbeitet. Da war ich dafür zuständig, wenn irgendwelche Anforderung von außen kamen, zu schauen, wie kann man das denn jetzt in dieser Einrichtung umsetzen, wie können wir das integrieren? Und da habe ich mich zum Beispiel, als die Pflegeausbildung, die wurde auf diese generalistische Pflegeausbildung umgestellt vor einigen Jahren, und da hatte ich mir die Ausbildungsziele angeschaut. Da tauchte immer wieder auf, dass die Auszubildenden lernen sollen, die Förderung der Selbstbestimmung der Pflegebedürftigen auszuüben. Genauso steht aber auch in diesen Qualitätsprüfungsrichtlinien – also Pflegeheime werden ja immer extern durch den medizinischen Dienst hinsichtlich der Qualität überprüft –, da gab es genauso ein Kriterium, das hieß Beachtung der Selbstbestimmung der Pflegebedürftigen und inwiefern diese gefördert wird.

Mariana Friedrich:

Was meinen wir da eigentlich mit Selbstbestimmung? Das klingt für mich erst mal nach – was Sie jetzt gerade am Anfang schon gesagt haben – der Entscheidung, welches Stück Kuchen ich essen möchte. Aber Selbstbestimmung ist doch viel mehr.

Stefanie Haneck:

Ja, und genau die Frage habe ich mir auch gestellt, weil in diesen ganzen Sachen, die mir da begegnet sind, von außen habe ich nirgendwo eine Definition gefunden von Selbstbestimmung.

Oftmals wird der Begriff dann auch noch synonym verwendet zur Autonomie, wo ich mich auch gefragt habe, was ist denn da jetzt eigentlich der Unterschied? Und wie diese Förderung von Selbstbestimmung im Pflegekontext erfolgen soll, dazu habe ich gar nichts gefunden. Und genau daraus ist dann eigentlich mein Promotionsthema entstanden, um genau diese Fragen zu beantworten.

Mariana Friedrich:

Wie gehen denn Pflegeeinrichtungen damit um, dass das Wort der Begriff gar nicht definiert ist?

Stefanie Haneck:

Das ist so ein Teil, den ich in meiner Arbeit herausfinden möchte, auch wenn der Titel heißt Biografische Einflüsse auf die Selbstbestimmung von Bewohnerinnen und Bewohnern schaue ich mir nicht nur die Perspektive der Bewohnerinnen und Bewohner an, sondern schaue auch, wie die Mitarbeitenden und auch die Leistungskraft auf dieses Thema schauen, aber auch, wie die institutionelle Praxis davon aussieht. Also wie wird Selbstbestimmung im Pflegeheim umgesetzt?

Mariana Friedrich:

Und wie untersuchen Sie das?

Stefanie Haneck:

Da habe ich verschiedene methodische Zugänge. Einmal habe ich mit den Bewohnerinnen und Bewohnern biografische Interviews geführt, die sehr offen, sehr narrativ waren. Ich habe sie gebeten, dass sie mir einfach ihre Lebensgeschichte erzählen.

Mariana Friedrich:

Das ist eine ganz schöne Herausforderung.

Stefanie Haneck:

Ja, gerade weil das ja eine Personengruppe ist, die auf ein sehr langes Leben zurückblickt. Und somit ist das auch etwas, wo man definitiv viel Zeit einplanen sollte.

Mariana Friedrich:

Und die Personen kennen sie ja nicht. Ich stelle mir das auch schwierig vor, mit einer vollkommen fremden Person jetzt meine Lebensgeschichte zu besprechen. Was haben Sie dabei erlebt?

Stefanie Haneck:

Dadurch, dass mir bewusst war, dass die Personen mich nicht kennen, bin ich natürlich nicht einfach hingegangen, habe gesagt „Jetzt erzählen Sie mir mal bitte Ihre Lebensgeschichte“. Ich bin erst mal zu Vorgesprächen zu den Personen gegangen, dass mich kennenlernen konnten. Ich habe sie auch erstmal informiert, was mache ich da in meiner Arbeit. Warum möchte ich das erforschen? Warum ist das in meinen Augen auch ein wichtiges Thema? Und so habe ich den Bewohnerinnen und Bewohnern erstmal die Gelegenheit gegeben, mich kennenzulernen. Manchmal war es auch so, dass ich im Rahmen dieser Beobachtungen, die ich auch durchgeführt habe, schon Personen kennengelernt habe und sie daraus gefragt habe, ob sie nicht auch mal ein Interview geben möchten.

Mariana Friedrich:

Das sind ja alles ja ältere Persönlichkeiten, manche mit Krankheiten, manche, die vielleicht auch mental nicht mehr so fit sind. Wie führt man solche Interviews? Wenn ich zum Beispiel – ich denke jetzt an Demenzpatienten –, wenn ich einen Demenzpatienten vor mir habe? Wie kann ich dann einschätzen, was von dem, was die Person erzählt, real ist? Wirklich zur Biografie gehört? Und was eventuell gerade aus dem Krankheitsbild herauskommt?

Stefanie Haneck:

Ich habe mich in meiner Promotion bewusst entschieden, auch Interviews zu führen mit Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen, weil ich gerade im Forschungsstand, als ich den im Vorfeld erarbeitet habe, festgestellt habe, dass diese Personengruppe oftmals bei Forschungsarbeiten, insbesondere Interviewstudien, ausgeklammert wurde. Und klar, man muss bei der Interviewführung verschiedenste Dinge beachten, wenn man mit Menschen mit Demenz redet. Da ist sehr viel gefragt, dass man schaut, welche nonverbalen Äußerungen bringen sie einem gegenüber auch?

Also gibt es vielleicht am Verhalten irgendwie etwas zu erkennen, wo man merkt, dass sie jetzt gerade nicht mehr wirklich Lust haben, mit mir zu reden, was andere Personen vielleicht eher dann sagen würden? Also da ist noch mal viel mehr von mir gefordert gewesen, dass ich wirklich darauf achte, was die Personen mir da gegenüber äußern.

Zu Ihrer Frage, wie man beurteilt, ob etwas real ist oder nicht real ist: Diese Frage würde ich mir persönlich nie stellen. Das, was mir die Personen erzählen, das ist ja ihre soziale Wirklichkeit, die sie mir gegenüber bringen. Und auch bei Menschen, die keine kognitiven Beeinträchtigungen haben, würde ich nie irgendwie mir die Frage stellen „Hat das wirklich so stattgefunden?“ oder „Hat das nicht so stattgefunden?“. Es geht ja immer um die Person selbst. Und selbst wenn zwei Personen eine Situation erleben, wenn danach diese beiden Personen, obwohl die vielleicht auf einer und derselben Veranstaltung waren, ihre eigene Wirklichkeit danach präsentieren und die wird sich unterscheiden. Und somit würde ich nie anzweifeln, was mir da erzählt wird.

Mariana Friedrich:

Inwiefern haben Sie da auch mit den Angehörigen zusammenarbeiten müssen oder dürfen? Denn sie können ja schlecht einfach eine Pflegeeinrichtung gehen und sagen „Ich möchte jetzt mal alle Bewohnerinnen und Bewohner hier interviewen.“

Stefanie Haneck:

Genau. Im Vorfeld, wenn da jetzt eine Person war, mit der ich schon gesprochen hab, die auch Interesse hatte und selber auch bereit waren, im Interview teilzunehmen, aber bei dieser Person jetzt eine gesetzliche Betreuung bestand oder eine Vorsorgevollmacht, musste ich im Vorfeld – ein Einholen der Einverständniserklärung reichte nicht nur die Unterschrift von dem Bewohner oder der Bewohnerin, sondern eben auch von dem Betreuer/der Betreuerin oder eben den Angehörigen, die die Vorsorgevollmacht hatten. Und da habe ich sehr unterschiedliche Erfahrungen gemacht. Es gab einige, die gleich ihr Einverständnis gegeben haben und meinten, sie sind froh, dass sich mal jemand so eines Themas annimmt und fanden das auch sehr wichtig. Aber gerade, wenn es um Bewohnerinnen und Bewohner eben ging mit einer Demenz, oftmals, gerade wenn es Angehörige waren, eine sehr große Skepsis da.

Einmal in der Hinsicht, dass sie natürlich nicht wollen, dass ihre Angehörigen mit der Demenz irgendwie vorgeführt werden. Und da waren sehr viele Fragen, wie ich damit umgehe, was danach damit passiert, gerade aber auch im Hinblick auf die Anonymität am Ende, wo ich dann oftmals, indem man die Fragen beantwortet hat, das entsprechende Vertrauen gewinnen konnte. Aber es gab auch Angehörige, die dem Ganzen dementsprechend skeptisch gegenüberstanden, indem sie gesagt haben, ich bräuchte mit der Person gar nicht mehr reden, da würde nichts Sinnvolles mehr rauskommen, die wäre so verwirrt, da könnte ich eh nichts mit anfangen.

Mariana Friedrich:

Ja, das ist natürlich auch eine fehlende Selbstbestimmung in dem Moment, wenn der Angehörige jegliche Fähigkeit abspricht, dass man sich noch äußern kann.

Stefanie Haneck:

Ja, also das ist auf jeden Fall eine fehlende Selbstbestimmung, gerade wenn die Person selber auch gesagt hat „Ich würde gerne daran teilnehmen“. Zumindest in diesem Moment, wo ich die Person gefragt habe. Auch im Hinblick auf die Interviews, die ich geführt habe mit Menschen mit Demenz. Also ich war immer wieder sehr überrascht, was da doch noch alles, wenn man sich genügend Zeit nimmt und dementsprechend diese ganze Interviewatmosphäre gestaltet, was da teilweise wie die Personen erzählt haben.

Mariana Friedrich

Sie bringen ja da auch eine ganze Menge Erfahrung mit, weil sie selber aus dem Beruf kommen. Ich stelle mir das für einen Wissenschaftler, der nicht aus dem Bereich kommt oder nicht selbst dort gearbeitet hat, noch mal schwieriger vor. Sie hatten schon das Know-how, wie man mit diesen Menschen spricht und worauf man achten kann. Was haben Sie in den Gesprächen so erlebt?

Stefanie Haneck:

Also ich erinnere mich gerade an eine Bewohnerin, mit der ich ein Interview geführt habe, wo eben auch diese Skepsis, dass es mir von dem Angehörigen entgegengebracht wurde. Von wegen, ich kann es gerne machen, er würde das unterstützen, aber ich werde da sowieso nichts erfahren.

Und ich habe mich mit dieser Bewohnerin, die hat mich dann in ihr Zimmer eingeladen und wir haben uns dann dort zusammengesetzt. Das war dann auch dementsprechend noch eingerichtet. Die hatte so zwei Sessel mitgebracht und einen Tisch. Ich forderte sie auf, mir ihre Lebensgeschichte zu erzählen und sie war am Anfang sehr, sehr viel am Weinen, sehr traurig darüber, dass sie überhaupt im Pflegeheim ist. Aber mit der Zeit im Gespräch, und ich habe mir da wirklich viel Zeit genommen, auch wenn sie mir zum Teil auch immer wieder wiederholend Sachen erzählte, kamen irgendwann Geschichten. Ich habe mal gefragt, ob sie denn damals gearbeitet hätte. Und sie erzählte mir von ihrer damaligen Arbeit in einer Fabrik. Auf einmal hörte sie auf, zu weinen und erzählte von dieser Arbeit, in der sie wohl auch sehr gut war und sehr viel auch mit Auszubildenden dann immer wieder zusammengearbeitet hat, weil sie so diejenige war, wo immer gesagt wurde „Du machst das so gut. Bring das doch der Person bitte mal auch bei.“

Und sie fing an zu lächeln und erzählte davon und hörte auf zu weinen und am Ende schaute sie mich auch nur an und sagte „Ach, das tut jetzt mal gut, darüber wieder zu erzählen. Das wäre ja alles so lang her. Da habe ich gemerkt: Wenn man die Zeit nimmt und einen Zugang zu der Person findet und sie in dem Moment auch gesprächsbereit ist, dass man da auch sehr viel noch über die Person erfährt, was sie einem nicht direkt in den ersten fünf Minuten erzählen würden.“

Mariana Friedrich:

Wie konnten Sie in diesen Gesprächen herausarbeiten oder heraushören, inwiefern die Person selbst bestimmen will, wie ihr Alltag aussieht?

Stefanie Haneck:

Also direkt kommuniziert haben die Wenigsten. Das ist jetzt so etwas, wo ich jetzt gerade im Auswertungsprozess mittendrin stecke, um zu schauen, wo gibt es denn Situationen, über die sie erzählen, wo eine Entscheidung ansteht? Wie gehen Sie damit um? Wie treffen Sie solche Entscheidungen?

Und das ist das, was ich aus dem Interviewmaterial herausarbeiten muss. Die wenigsten haben irgendwie direkt etwas über den Begriff der Selbstbestimmung erzählt und haben sich selbst eingeordnet oder gesagt, was das für sie ist.

Mariana Friedrich:

Um dann ja Forschungsergebnis zu finden, ist das natürlich essenziell. Ich stelle mir das ziemlich schwierig vor, vermeidbare Daten rauszukriegen. Wie gehen Sie dabei vor? Worauf achten Sie?

Stefanie Haneck:

Ich habe aus diesem Grund ein konstruktives Verfahren ausgewählt. Ich habe die ganzen Interviews transkribiert, also schriftlich runtergeschrieben. Mit diesem Material arbeite ich und schau, wo gibt es denn Hinweise auf Selbstbestimmung? Zum Beispiel, wenn Sie mir erzählt haben, wie Sie sich damals für eine Arbeitsstelle entschieden haben, wie ist die Person denn dann dabei vorgegangen?

Was hat die gemacht? Oder hat die einfach das gemacht, was damals vielleicht der Vater gesagt hat? Von wegen hier um die Ecke, da ist jemand, da kannst du jetzt anfangen. Oder hat die Person sich informiert? Gab es da Vorstellungen über Berufswünsche? Ja, und das schaue ich mir an und versuche dann rekonstruktiv herauszuarbeiten, was Selbstbestimmung dann für diese Person bedeutet hat und inwiefern sich das verändert hat.

Mariana Friedrich:

Und wie erfahren Sie, wie sich das geändert hat? Kommt das dann aus Gesprächen mit den Pflegerinnen und Pflegern?

Stefanie Haneck:

Ich habe diesen Biografieansatz und da kann man ja schon mal schauen: Wie die Person jetzt Entscheidungen der Jugend getroffen? Wie war das später im Erwachsenenleben? Wie wurde mit dem Thema Pflegeheimzug umgegangen? Haben das irgendwelche anderen Personen bestimmt? Haben die das selbst entschieden?

Und das setzt sich dann ja in Verbindung mit dem, was ich aus diesen biografischen Interviews habe, zusammen mit den Beobachtungen, die ich mache, wo ich dann zum Teil den Personen aus den Interviews wiederbegegnet bin. Und da schaue ich dann: Inwiefern ist das, was die mir erzählt haben, über ihr Leben, wie können sie denn das, was Sie da entwickelt haben, an einer Vorstellung von Selbstbestimmung, wie können Sie das dann in diesem Kontext Pflegeheim vortragen? War das jetzt eine Person, die mir erzählt hat, sie hat immer alleine gelebt hat und alles selbst geregelt hat? Und jetzt im Pflegeheim darf sie nichts mehr entscheiden? Oder funktioniert das genauso weiter? Und da versuche ich, herauszufinden, was so die Gründe dafür sind, falls das nicht mehr möglich ist oder was fördert es denn, dass es genau den Personen so möglich ist wie zuvor?

Mariana Friedrich:

Was wünschen sie sich, was mit den Ergebnissen ein Pflegeheim dann anstellen kann? Was können Pflegerinnen und Pfleger aus ihren Ergebnissen ablesen und eventuell für die eigene Arbeit anwenden?

Stefanie Haneck:

Also meine Hoffnung ist, dass meine Arbeit überhaupt später im Pflegeheim gelesen wird, dass diese Ergebnisse überhaupt bis zum Pflegeheim kommen. Weil oftmals ist ja gerade noch das Problem, dass zwar über einige Themen schon Forschung existiert, aber sie oftmals nicht den Weg in die Praxis finden.

Mariana Friedrich:

Das ist auch eine schwierige Arbeit, die Forschungsergebnisse in die Praxis zu transportieren. Unser Podcast versucht ja auch ein Weg dafür zu sein. Trotzdem sind es immer nur so kleine Steps, die man machen kann.

Stefanie Haneck:

Ich muss jetzt den Auswertungsprozess noch abwarten, was für Ergebnisse ich erhalte. Aber ich hoffe, dass ich daraus dann so gewisse Handlungsempfehlungen für Pflegeheime geben kann, die diese Frage „Wie kann diese Förderung von Selbstbestimmung von Bewohnerinnen und Bewohnern erfolgen?“, die darauf eine gewisse Handlungsempfehlung gibt, wie damit umgegangen werden kann.

Mariana Friedrich:

Selbstbestimmung ist ja auch eines der Qualitätskriterien, was wir immer wieder bei Pflegeheimen ansetzen. Inwiefern kann man denn wirklich messen, wie groß die Selbstbestimmung ist? Ich kann ja schlecht abhaken, meine Selbstbestimmung ist acht oder neun auf einer zehn wertigen Skala.

Stefanie Haneck:

Genau deswegen habe ich qualitative Forschungsmethoden gewählt, um jetzt gar nicht Selbstbestimmung direkt messbar zu machen, sondern eher erst mal zu schauen, was ist Selbstbestimmung für die Person? Verstehen die Mitarbeitenden im Pflegeheim oder die Leitungskräfte darunter etwas ganz anderes als vielleicht die Bewohnerinnen und Bewohner? Ist das eventuell eine gewisse Generationenfrage, was darunter verstanden wird? Welche Erwartungen oder Wünsche werden daran gerichtet? Wie kann man das vielleicht auch zusammenbringen?

Mariana Friedrich:

Da kommt ja noch die dritte Komponente dazu. Neben den Pflegerinnen und Pflegern und den Bewohnerinnen und Bewohnern gibt es ja auch noch die politische Ebene, die wahrscheinlich unter Selbstbestimmung auch noch mal was ganz anderes versteht. Und dann aber die Weichen stellen muss dafür. Ja, das ist hochspannend, da mal einen Einblick zu bekommen.

Was hat das mit Ihnen als Forscherin gemacht, mit Ihrem biografischen Hintergrund, mit diesen Menschen zu sprechen? Gab es da mal Momente, wo man das Gefühl hatte „Oh Gott, diese Geschichte überwältigt mich jetzt“? Wie hält man da die nötige Distanz?

Stefanie Haneck:

Ja, das ist, glaube ich, unabhängig davon, ob man im Rahmen der Forschung zusammen mit Personen im Pflegeheim arbeitet oder auch mit anderen Gruppen. Es gibt immer wieder Momente bei Interviews, die einen überwältigen, wo man schauen muss, wie geht man damit jetzt weiter um? Man muss auch immer schauen, ja, dass es einem selbst noch dabei gut geht. Viele Menschen



erleben im Laufe eines Lebens, gerade wenn es mit älteren Menschen ist, dass sie auf so ein langes Leben zurückblicken. Irgendwelche Schicksalsschläge sind meistens dabei und da muss man schon irgendwie Wege finden, wie man damit umgeht, dass man selbst auch noch gesund dabei bleibt.

Mariana Friedrich:

Ja. Sie haben ja auch mit einer Generation gesprochen, die wirklich ein sehr belebtes Leben hatte, also die eine Zeit erlebt haben. Das können wir in unserem Alter kaum nachvollziehen. Von der Nachkriegsgeneration zu gehen bis in eine Generation, die sehr wohlhabend ist, jetzt und jetzt in diese Turbulenzen reinrutscht, die wir mit Klimakrise, Pandemie und so weiter hatten. Das sind Biografien, die abwechslungsreicher nicht sein könnten, möchte ich mal sagen.

Stefanie Haneck:

Ja, gerade da der überwiegende Anteil von den Personen, mit denen ich gesprochen habe, wirklich so geboren war in der Zwischenzeit zwischen den beiden Weltkriegen bis Nachkriegszeit. Woran man aber auch schon merkt, dass es nicht die Generation von Bewohner:innen im Pflegeheim gibt, weil teilweise waren auch zwischen den Personen, die ich interviewt habe, ein Altersunterschied von 20 Jahren ja, die aber auch dann doch alle gemeinsam in diesem Pflegeheim leben.

Und gerade das Thema Pandemie war ja ... der größte Teil meiner Untersuchung fand noch während der Coronapandemie mit gewissen Einschränkungen statt. Das war auch für mich einmal forschungspraktisch eine Herausforderung, weil ich immer wieder nicht ins Pflegeheim reingehen durfte, weil dann wieder irgendwelche Zugangsbeschränkungen waren, was diese ganze Erhebungsphase dann doch viel länger gemacht hat, als ich ursprünglich geplant hatte.

Mariana Friedrich:

Man will ja als Forscherin und Forscher die Menschen, mit dem man redet, auch nicht in Gefahr bringen.

Stefanie Haneck:

Ja, ich musste noch zum Beispiel eine Maske tragen. Und Interviews zu führen, wenn – wir kennen es ja selbst aus der Pandemiezeit, wo man irgendwo hingegangen ist –, man sieht die Mimik nicht mehr richtig. Ja, die Bewohner und Bewohner durften meistens die Maske ablassen, aber ich musste die eben tragen und somit konnten die ja meine Mimik nicht sehen. Und gerade bei Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen, die ja sehr häufig auf Emotionen bei anderen Personen achten und reagieren, war das zum Teil schon sehr schwierig dahingehend, dass oftmals ältere Menschen ja auch noch eine Hörschwierigkeit haben, das dann alles noch mit so einer Maske hinzubekommen.

Mariana Friedrich:

Das kann ich mir vorstellen. Wie war das Feedback, das Sie auch von den Pflegerinnen und Pflegern hatten, dass Sie da als Wissenschaftlerin jetzt reingucken und mehr wissen wollen, was in den Pflegeheimen eigentlich passiert?

Stefanie Haneck:

Durch meinen Hintergrund als Gesundheits- und Krankenpflegerin haben mich die wenigsten Mitarbeitenden wirklich als Wissenschaftlerin wahrgenommen. Also das war sehr spannend.

Mariana Friedrich:

Das ist ein Vorteil.

Stefanie Haneck:

Ich wurde sehr schnell gleich als Kollegin eingeordnet, musste auch ja dann gerade bei den Beobachtungen sehr viel im Vorfeld erst mal erklären, dass ich jetzt nicht dafür da bin, um Qualität von irgendwelchen pflegerischen Leistungen ... Zum Beispiel, viele dachten von wegen ja, ich muss jetzt unbedingt auf die Hygiene noch mal zehnmal Hände desinfizieren. Aber ich meinte, ich bin nicht dafür da, jetzt das zu überprüfen. Um da dann wirklich näherzubringen, was so mein Fokus war, warum ich da jetzt da bin, war zum Teil schwierig, weil die meisten haben mir zurückgemeldet, sie haben sich gefühlt wie in einer Prüfungssituation. Da musste ich wirklich viel Aufklärungsarbeit im Vorfeld leisten und auch immer wieder währenddessen sagen, dass ich jetzt nicht dafür da bin.

Mariana Friedrich:

Ja, das ändert ja auch noch mal so ein bisschen, wie ich mich verhalte, wenn ich das Gefühl habe, dass ich geprüft werde. Es ist ja sowieso eine neue Situation, wenn ein Wissenschaftler vor Ort ist. Es ändert schon das Umfeld ein bisschen, aber wenn ich mich dann auch nicht ganz sicher fühle, ist es wahrscheinlich sehr viel sensible Arbeit von Ihnen gewesen, den Pflegerinnen und Pfleger dann auch zu vermitteln, dass es jetzt ganz normal ist und ihnen da keine Gefahr droht oder so.

Stefanie Haneck:

Genau. Da musste man schon schauen, wie man das schafft. Was allerdings auch nicht immer in jeder Situation gelungen ist.

Mariana Friedrich:

Natürlich sind alles Menschen.

Stefanie Haneck:

Ja, und man hat Einigen wirklich ihre Nervosität angemerkt, und da konnte ich dann, glaube ich, auch erzählen, was ich wollte zum Hintergrund, warum ich eigentlich da bin und dass ich sie jetzt nicht beurteilen werde.

Mariana Friedrich:

Wie geht es denn mit Ihrer Arbeit jetzt weiter? Wie ist der Zeitplan, damit sich das unsere Zuhörerinnen und Zuhörer auch mal ein bisschen vorstellen können?

Stefanie Haneck:

Ja, aktuell bin ich mitten im Auswertungsprozess. Bei den biografischen Interviews bin ich dabei, erste Ergebnisse zu verschriftlichen. Aber ich habe ja neben diesen Beobachtungen, die ich schon erwähnt habe und den biografischen Interviews ja auch noch Fokusgruppen mit den Mitarbeitenden, aber auch mit den Führungskräften geführt. Und die wollen ja auch noch ausgewertet werden. Also es wird noch einige Zeit dauern, bis ich das jetzt wirklich dann ausgewertet habe und Ergebnisse präsentieren kann.

Mariana Friedrich:

Wie sieht so eine Fokusgruppe aus? Sitzen dann im Stuhlkreis und reden über Themen.

Stefanie Haneck:

Es gibt unterschiedliche Methoden, wie man das gestalten kann. Dadurch, dass sich ja dann wie eben erwähnt mit der Coronapandemie auch noch gewisse Einschränkungen hatte. Was die Auswahl der Teilnehmenden betraf, musste ich dann doch sehr wohnbereichsbezogen bleiben. Und das war, dass dann einige, die im Team gemeinsam auf dem Wohnbereich arbeiten, die habe ich dazu eingeladen und wir saßen dann gemeinsam an einem Tisch. Wir mussten natürlich schauen, dass wir da auch wieder den entsprechenden Abstand und alles einhalten.

Somit war jetzt irgendwie Stuhlkreis in der Nähe sitzen so ein Austausch nicht möglich. Aber wir saßen dann um einen Tisch herum und da haben wir gemeinsam an diesem Thema Selbstbestimmung gearbeitet.

Mariana Friedrich:

Ja, bin gespannt, was dabei rauskommt. Die Ergebnisse werden wir dann sicherlich auch auf der Homepage der Hochschule Fulda finden. Mal schauen, was wir vielleicht auch als Gesellschaft daraus lernen können, wie wir mit unseren pflegebedürftigen Angehörigen umgehen können und sollten und wie viel wir ihnen vielleicht auch noch zutrauen sollten.

Ich danke Ihnen vielmals für die Zeit und diesen kleinen Einblick in eine Arbeit, die noch im Entstehen ist. Das haben wir Gesprächsstoff ja auch gar nicht so häufig und von daher superspannend.

Und wenn ihr das genauso spannend findet wie ich, dann hört doch auch in den nächsten Folgen rein. Wir haben auch in diesem Semester wieder ganz tolle Forschungsthemen, die alle ein bisschen menscheln.

Bis dahin. Ich freue mich auf euch, eure Mariana.